

This work is licensed under a Creative Commons Attribution 4.0 International License.  
Ovaj rad dostupan je za upotrebu pod licencom Creative Commons Imenovanje 4.0 međunarodna.



**Diego LEÓN-VILLAGRÁ**

Freie Universität Berlin, Deutschland  
Habelschwerdter Allee 45, 14 195 Berlin  
d.leon-villagra@fu-berlin.de

UDK 821.112.2.09 Knef, H.

DOI: <https://doi.org/10.29162/ANAFORA.v8i2.8>

**Origineller wissenschaftlicher Beitrag**  
**Original Research Article**

Erhalten am 15. 6. 2021

*Received: 15 June 2021*

Angenommen am 31. 8. 2021

*Accepted: 31 August 2021*

# „ICH WOLLTE EIN PAAR HEILIGE KÜHE SCHLACHTEN.“ ZU HILDEGARD KNEFS KREBSBERICHT *DAS URTEIL ODER DER GEGENMENSCH* (1975) UND SEINER REZEPTION

## Zusammenfassung

Mit Hildegard Knefs *Das Urteil oder Der Gegenmensch* (1975) fokussiert der vorliegende Beitrag einen autobiografischen Krebsbericht, der im literatur- und kulturwissenschaftlichen Diskurs um Krankheitsnarrative kaum beachtet wurde, obwohl es sich bei diesem Bestseller und stark polarisierendem Medienereignis um einen der ersten autobiografischen Krebsberichte im deutschsprachigen Raum und einen eminenten Prätext der Konjunktur autobiografischer Krankheitstexte seit Ende der 1970er Jahre handelt. Das autobiografische Schreiben erscheint bei Knef reflektiert als Selbsttechnik zur Schaffung eines kohärenten und aktualisierten Selbstbilds in der Situation existenzieller Krankheit. Gleichzeitig steht im Zentrum des *Urteils* eine differenzierte Kritik am zeitgenössischen Gesundheitssystem, der Entmündigung von Patienten, dem „Kriegsjargon“ im medizinischen System und der Semantik von Krebserkrankungen im öffentlichen Diskurs, die im Kontext der Forderung zu einem aufgeklärten Patientendasein eine Popularisierung medizinischen Fachwissens und -vokabulars induziert. Im Kontext einer zeitgenössisch kritisch kommentierten Ex-

pansion kultureller Diskurse um Krankheit und Sterben seit Mitte der 1970er Jahre wirft der Beitrag ein Schlaglicht auf die Rezeptionsgeschichte von Knefs *Urteil*, das bereits 1975 auch in englischer Übersetzung erschien. Gleichzeitig wird der Text in Beziehung zu Susan Sontags berühmtem Essay *Krankheit als Metapher* (1977) gesetzt, in dem Sontag mit den Metaphern, Narrativen und Stigmata des Krebses ebenelemente systematisierend analysierte, die Knef in ihrem persönlichen Bericht zwei Jahre zuvor dargestellt hatte. Anhand dieser Konstellationen wird ersichtlich, in welchem Maßstab der Text trotz seiner überaus kritischen Rezeptionsgeschichte zu einer Entstigmatisierung des Krebses in der Öffentlichkeit beitragen konnte.

**Schlüsselbegriffe:** Autopathografie, Krankheit, Hildegard Knef, *Das Urteil*, Krebsbericht, *Krankheit als Metapher*

## 1. Einleitung

„Es gibt wohl kaum eine andere Patientengruppe, die so häufig belogen wird wie die der Krebspatienten“, so 1978 der Zürcher Mediziner und Psychoanalytiker Fritz Meerwein (8). Einerseits wurden Patienten und Patientinnen bis in die 1970er Jahre vielfach nicht über die Art und Schwere ihrer Erkrankung aufgeklärt. Andererseits aber – das zeigt eindrücklich etwa die Schweizer Dokufiktion *Krebs ist heilbar* von 1953 – verheimlichten diese ihre Erkrankung gegenüber ihrem Umfeld aus Angst vor Stigmatisierung, Scham und einem Gefühl der Hoffnungs- und Machtlosigkeit, das auch zu einem gestörten Verhältnis zum medizinischen Personal beitrug: „Im Volk ist die Ansicht weit verbreitet, dass, wer einmal an einem Krebs erkrankt ist, nicht mehr gesunden kann und als verloren zu betrachten ist ... Gerade dieser verhängnisvolle Irrtum hat viel zu dem mangelnden Vertrauen, das Krebsverdächtige oder Krebskranke zur Ärzteschaft haben, beigetragen.“ (Schinz 153)

Mitte der 1970er Jahre änderte sich diese Konstellation. Obwohl die Krankheit, gerade im Fall prominenter Patienten und Patientinnen, in der Öffentlichkeit tabubehaftet blieb – Mildred Scheel, die Ehefrau des vierten Bundespräsidenten der BRD, engagierte sich etwa öffentlich für Erkrankte, wobei sie auch mit Hildegard Knef nach Publikation des *Urteils* im Austausch stand, doch auch sie machte die Krankheit, als sie 1985 an Darmkrebs starb, nicht öffentlich – fand in den 1970er Jahren ein grundlegender diskursiver Wandel statt. Verantwortlich dafür war einerseits die politische und gesellschaftliche Entwicklung in den USA, wo Richard Nixon das Thema Krebs prominent in seiner

*Rede zur Lage der Nation* 1971 aufgriff, 100 Millionen US-Dollar zusätzlich für die Krebsforschung versprach und im Dezember desselben Jahres den *National Cancer Act* unterzeichnete: „The time has come in America when the same kind of concentrated effort that split the atom and took man to the moon should be turned toward conquering this dread disease“ (zit. nach Rettig 126). Andererseits aber trug das emphatisch-öffentliche Bekenntnis einzelner Erkrankter zu ihrem Krebs, besonders im Medium der autobiografischen Literatur und ihrer Rezeption, zur Popularisierung der Diskurse um Krankheit und Sterben bei.

Besonders prägend war dabei Hildegard Knefs autobiografischer Krebsbericht *Das Urteil oder Der Gegenmensch* (1975) – auch aufgrund seiner komplexen Rezeptionsgeschichte. Einerseits handelt es sich bei diesem zweiten Bestseller Knefs, die seit den 1950er Jahren als Schauspielerin und Sängerin internationale Prominenz erlangt hatte und mit *Der geschenkte Gaul* (1970) als Autorin debütiert hatte, um eines der Medienereignisse des Jahres 1975: „Seit Wochen schreibt die Weltpresse über die Knef und über das Buch“ (Windmüller und Höpker 67). Andererseits war das *Urteil* der erste international rezipierte und finanziell erfolgreiche autobiografische Krebsbericht aus dem deutschsprachigen Raum, wurde bei Erscheinen noch als „literarische Marktlücke“ (*Der Abend*, 20.6.1975) empfunden und zum Gegenstand kontroverser gesellschaftlicher und ästhetischer Debatten – im Feuilleton, vor allem aber in populären Medien, der *Yellow Press* und zahllosen Leserbriefen.

Nur wenige Jahre nach der Publikation des *Urteils* hatte sich die Zahl publizierter autobiografischer Krankheitsberichte derart vervielfacht, dass Reinhard Baumgart 1984 in der *Zeit* beklagte, dass „sich unsere literarische Öffentlichkeit ... in eine Selbsterfahrungsgruppe [verwandelt]“. Diese Expansion kultureller Diskurse um Krankheit und Sterben in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre, die auch in der Literatur verhandelt wurde und im Kontext der Umwertung von Privatem zu Politischem stand, wurde zeitgenössisch überaus kritisch kommentiert: „Jeder darf es, fast jeder. Seit Jahren jedenfalls rollt, von niemandem persönlich losgetreten, eine Lawine von Beicht-, Erfahrungs-, Verständigungstexten durch die eben noch so professionell eingefriedete Landschaft des Geschriebenen und Gedruckten.“ (Baumgart, „Lebenslänglich schreiben“) Ein zentrales Element der mehrheitlich negativen literarischen Kritiken der seit Mitte der 1970er Jahre aufkommenden Krankheits-, v. a. Krebsberichte, der sich bei Knef bereits prototypisch angelegt findet, stellt dabei das Bezweifeln oder Absprechen der Literarizität, Authentizität und eigenhändiger Urheberschaft dieser Texte dar.

Gerade am Beispiel dieser Feuilletondiskurse jedoch, anhand von Leserbriefen und Interviews wird deutlich, dass Autopathografien in den 1970er Jahren, besonders Knefs *Urteil*, die Grenzen des Sag- und Unsagbaren entscheidend verschoben. Denn entgegen dem Kommentar Baumgarts stand Krebs „seit den späten 1970er Jahren im Zeichen einer dezidiert positiv bewerteten Autonomie und Wahrhaftigkeit“ (Hitzer 181-82). Die Selbstbekenntnisse in der Literatur, Selbsthilfegruppen, moderne Recherchewege und eine reformierte Gesetzgebung unterstützten die Entwicklung zu einer fortschreitenden Mündigkeit von Patientinnen und Patienten. Die zweckgerichtete Rezeptionshaltung des Publikums, den Texten spezifische Krankheitserfahrungen entnehmen zu können, induzierte aber gerade deswegen hohe Authentizitätsansprüche: ‚Betroffenheit‘ wurde zum kritisch diskutierten Leitbegriff einer Epoche – schon 1980 konstatierte Baumgart, die Literatur der 1970er Jahre habe die Leserinnen und Leser in „Betroffenheits-Fetischisten und Authentizitätsidioten“ verwandelt.

Der folgende Beitrag soll somit nicht allein einen von der Germanistik bislang kaum beachteten Text in den Fokus rücken, sondern auch den gegenwärtig im Kontext der CoViD-19-Pandemie besonders prominenten Krankheitsdiskurs in den Literatur- und Kulturwissenschaften chronologisch vordatieren und diesen um eine entscheidende Stimme erweitern. Dazu sollen (1.) anhand eines *close reading* die zentralen Aspekte von Knefs Krebsbericht herausgestellt werden und (2.) seine Rezeption diskursanalytisch beleuchtet werden. Im letzten Teil des Aufsatzes (3.) soll zudem angerissen werden, wie prägend Knefs Werk als Prätext der Literatur der ‚Neuen Subjektivität‘ und den Krankheitsdiskursen der 1970er und 80er Jahre war.

## 2. Das Urteil oder Der Gegenmensch

„Hildegard Knef operiert: Krebs!“ (*Bild-Zeitung*, 24.3.1975) – „Opfert sie Millionen für ihr Kind?“ (ebd., 28.5.1975) – „Hildegard Knef: Ich habe so furchtbare Schmerzen“ (ebd., 14.6.1975) – „Hildegard Knef weinend ins Krankenhaus“ (ebd., 3.11.1975) – „Fürsorgerin bei Hildegard Knef[.] Es ging ums Kind“ (ebd., 29.11.1975). Hildegard Knefs bereits 1973 diagnostizierte und zuerst operierte Krebserkrankung beherrschte die Schlagzeilen des Jahres 1975 im deutschsprachigen Raum. Am 23.3.1975 – einen Tag vor dem ersten oben genannten Titel der *Bild-Zeitung* – hatte *Die Welt* mit Auszügen aus einem mutmaßlich ‚gestohlenen‘ Teilmanuskript des *Urteils* über die Krebserkrankung und das noch nicht erschienene Buch von Hildegard Knef berichtet. Die Publikumszeitschriften

*Quick* und *Die Bunte* veröffentlichten Teile des Manuskripts ab dem 17.4.1975, worauf eine einstweilige Verfügung vonseiten des Verlags, Hildegard Knefs und des *Sterns*, der bereits die Vorabdruckrechte erworben hatte, gegen die Publikation mit einer Strafandrohung von 500.000 DM folgte. *Die Bunte* stellte den Raubdruck daraufhin ein, *Quick* nicht. Schröder schreibt dazu treffend, „[m]it der Bekanntgabe ihrer Krebserkrankung“ sei „Hildegard Knef ein Coup gelungen .... Doch schon bald verlor sie die Kontrolle über die Pressekampagne.“ (271) Ab dem 30. April 1975 erschien – nach unzähligen Presseberichten und Raubdrucken aus dem gestohlenen Manuskript – eine reich bebilderte, neunteilige Vorabdruck-Serie im *Stern* (H. 19-27) unter Ausnutzung aller Möglichkeiten der Spannungsökonomie seriellen Erzählens: „Im nächsten STERN: – Nach der Operation auf der Intensivstation: ‚Was soll’n wir noch mit der – lebt die noch?‘ – Der ganz und gar vermurkste Kaiserschnitt – Nächtlicher Anruf beim Spiritisten-Freund in London: ‚Ich sterbe!‘ – David Cameron eilt entsetzt ins Krankenhaus: Ist die Frau verrückt geworden?“ („Stern“, 28.20, 80)

Hildegard Knefs Krankengeschichte – nach einem Zusammenbruch im Winter 1973 und einer folgenden Notoperation wurde während der Rehabilitation Brustkrebs diagnostiziert, der mit einer 1974 folgenden Mastektomie und Bestrahlungen erfolgreich therapiert wurde – erscheint in den Publikationen, die der Buchveröffentlichung vorausgehen, aufwendig inszeniert. Im Interview, das den ersten Teil der Serie begleitet, nimmt Knef Vorwürfe der Leserinnen und Leser vorweg: „Sie werden mir alles unterstellen – daß ich eine Exhibitionistin bin, eine Masochistin, warum? Weil ich ein Tabu breche“. Dieses Tabu sei, so Knef,

[d]ie Mystifikation der Krankheit Krebs. Wo zu Großmutterns Zeiten Sex tabu war, sind heute Sterben, Tod und Krebs tabu, das ist unsere moderne Pornografie. Allein in meinem Familien- und Bekanntenkreis sind so viele an Krebs gestorben wie Kriegsgefallene auf einem Dorffriedhof, und immer noch tun wir so, als ob wir ihn verdrängen könnten: Mich trifft’s nicht, denkt doch jeder. Dieser Tod ist für andere reserviert. (Windmüller und Höpker 68)

Bereits der Umschlagtext des *Urteils* konstatiert dazu, das Buch nehme „keine Rücksicht ... auf die ... wenigen noch verbliebenen Tabus unserer Zeit, nicht auf Bequemlichkeit, schon gar nicht auf eigene Eitelkeit.“ Die im Folgenden herangezogenen Leserbriefe und das Presseecho zeigen deutlich, dass dieses Tabu

in den 1970er Jahren nicht nur inszeniert ist. Auch im Text greift Knef explizit auf, dass „Krebs‘ ... schwer über die Lippen [kommt]“ (Knef 191). Die Stigmatisierung von Krebserkrankten erhöhte sich dabei scheinbar paradoxerweise aufgrund der zunehmenden Säkularisierung, wie Jutta Anna Kleber überzeugend darlegt: gerade „[i]n den siebziger Jahren befand sich der Krebs im Zentrum der ihres christlichen Sinns entleerten Erbschuldstrukturen“ (109).

Textgenetisch ist der Umstand, dass *Das Urteil* erst im Spätsommer 1975 als gedrucktes Buch erschien und die Vorabdrucke ein gewaltiges Medienecho mit starken Reaktionen hervorriefen, von besonderem Interesse, denn Knef arbeitete auch nach der Publikation von Raub- und Vorabdrucken weiter am Manuskript und nahm Fahnenkorrekturen an den ersten, bereits publizierten Teilen vor. In den zweiten Fahnenkorrekturen Knefs, die im Nachlass Hildegard Knefs im Archiv des Berliner *Museums für Film und Fernsehen* vorliegen (Sign. 6.01, 6.02), ist etwa eine Senkung der Kosten nachweisbar, die Knef für die Behandlung in einer Schweizer Privatklinik aufbringen musste. Außerdem wurden Medikamentennamen geändert und ihre Menge deutlich erhöht; statt der „zwei[ ] mit Antibiotika-Kapseln und Demorol-Zäpfchen gefüllten Kartons“ werden es beispielsweise „ZWANZIG“ (Sign. 6.01, 359-60, 377).

In *Das Urteil oder Der Gegenmensch* wird Knefs Autopathografie mit allgemeinen autobiografischen Episoden der Jahre 1973–75 verbunden. Ana- und Prolepsen finden sich als Einschübe in die lineare Narration, die mit dem ‚Urteil‘ der Krebs-Diagnose beginnt: „Das Leben scheint sich einzurichten auf ein Vor, auf ein Nach. Seit gestern werde ich Vor-Urteil und Nach-Urteil denken.“ (Knef 7) Die Erzählung endet im Frühjahr 1975 nach einer optimistischen ärztlichen Heilungsprognose, wobei die Raubdrucke des vorliegenden Buchs, ihre (dezidiert negativ dargestellte) Rezeption und die Pressepräsenz Knefs noch mitreflektiert werden (Knef 362-63). Durch klare Datierungen im Text und eingefügte „Tagebuchnotizen“ (vgl. etwa Knef 44, 365) wird der Text zeitlich verortet: „Es ist der 7. August 1973. Gestern, am 6., haben sie mich operiert. Gestern gehört zum Vor-Urteil. Sicher waren sie. Sicher war ich. Keine Rede von Urteil. In zwei Stunden werden sie mich wieder holen, zur sechsfünfundzigsten Operation“ (Knef 10). Diese augenscheinliche Referenzialität des Textes wird jedoch von Anfang an unterlaufen, unter anderem in einer dem Text vorangestellten und kursiv abgesetzten Leseanweisung: „Die in diesem Buch geschilderten Ereignisse beruhen auf eigenem Erleben, die Personen, deren Handlungen und Äußerungen sind im Sinne einer allgemeingültigen Aussage frei gestaltet und in

keinem Fall als Abbilder lebender Personen gedacht; etwaige Ähnlichkeiten sind daher rein zufällig.“ (Knef 5) Diese deutliche Abgrenzung von der Referenzialität des Texts, die gleichzeitig aber die autodiegetische Übereinstimmung von Erzählinstanz, Protagonistin und empirischer Autorin betont, steht in deutlichem Kontrast zu den im Frühjahr publizierten Interviews und Vorabdrucken, in denen Knef noch explizit auf die Autoreferenzialität des Texts verwies: „Wir alle wissen, daß die großen Dichter sehr viel Autobiografisches hatten, aber verschlüsselt und nicht sofort erkennbar, außer für Eingeweihte. ... Aber wieso soll ich mich hinter irgendeinem Namen oder Initialen verstecken, wenn es ich bin? Warum sollen wir so eigen sein mit unserem Privatschicksal.“ (Struck)

Auch im von Knef autorisierten Vorabdruck heißt es in einer Bildunterschrift lapidar: „Streitgespräche mit einem geistlichen Freund der Familie: Hildegard Knef mit ihrer Tochter Tinta und dem Pfarrer Franz Nigel, der in ihrem Buch *Martin* heißt.“ („Stern“, 28.26, 100) Im Kontext der im zweiten Teil dieses Beitrags angerissenen juristischen Auseinandersetzungen um das *Urteil* und dem medienwirksamen Widerspruch diverser Ärzte, die Knef behandelt hatten und sich im Text wiedererkannten, könnte die Aussage, dass „etwaige Ähnlichkeiten ... rein zufällig“ wären (Knef 5), als Schutzbehauptung zu werten sein. Textimmanent ist die Einheit der empirischen Autorin Hildegard Knef, der Erzählerin und Protagonistin ‚Hilde‘ (vgl. Knef 171, 216, 269 u. ö.), die sich „als ... Hauptrollenträgerin“ (Knef 8) einführt, zweifelsfrei gegeben – trotz der häufigen Wechsel zwischen der Narration in der 1. und 3. Person Singular, bei der sich die grundsätzlich autodiegetische Erzählung in Erzählerfigur und Protagonistin (‚Die Patientin‘, ‚Die Sängerin Hilde‘ etc.) teilt. Gleichzeitig wird zur Verknüpfung von empirischer Autorin, Protagonistin und Erzählinstanz sowohl auf die erste Autobiografie Knefs, *Der geschenkte Gaul* (1970) als auch auf extern bezeugte Teile ihrer Biografie, frühere Filme und andere Arbeiten sowie ihre Tochter Christina verwiesen (vgl. etwa Knef 45). Knef garantierte die weitgehende Faktualität der im Text beschriebenen Sachverhalte sowohl paratextuell als auch textimmanent mehrfach, nahm in Interviews etwa eine deutliche Abgrenzung des *Urteils* von fiktionalen Texten wie ihrem Band *Ich brauch Tapetenwechsel* (1972) vor: „Das eine war etwas Konstruiertes – dies hier ist eine Herausforderung, ein Bekenntnis.“ (Windmüller und Höpker 70) Dieses im *Urteil* ausgesprochene ‚Bekenntnis‘ wird auch textimmanent in direkte Opposition zum ‚Konstruierten‘ gestellt und ist dabei an ein direkt angesprochenes Publikum gerichtet – „Sagen Sie mir, ...“, „Sagen Sie nicht, ...“ (Knef 17 u. ö.).

Die Erzählinstanz stellt ihre eigene Objektivität bzw. narrative Zuverlässigkeit allerdings stellenweise aufgrund der Sedierung im Krankenhaus selbst infrage; gerade diese Reflexionen erzeugen jedoch einen Authentizitätseffekt in Bezug auf das Gesamtwerk:

Ihre offensichtliche Apathie jedoch scheint bekenntnisfördernd, eine für den sich Mitteilenden gleichsam gelungene Kombination von schlauch- und bettgebundener Anwesenheit plus kulant stiller Bereitschaft, der man dank des schwäche- und drogengestörten Zustands keinerlei belastendes Erinnerungsvermögen unterstellt. (Knef 115)

„Wie kann ein Mensch, der an Krebs erkrankt ist, sich hinsetzen und ein Buch darüber schreiben?“ (Windmüller und Höpker 68) Auf die vielfach gestellte Frage, ob sie damit „ihr Schicksal bewältigen“ wolle, antwortete Knef: „Ich wollte ein paar heilige Kühe schlachten. Da ist einmal diese heilige Kuh, das Krankenhaus. Ich fand, es mußte einmal gesagt werden, welche Hölle sich hinter den geputzten Mauern abspielt. Warum wird ein Kranker schon an der Pforte entmündigt, behandelt wie ein Idiot?“ (ebd.) Neben dem emphatischen Tabubruch wendet sie sich gegen „[d]ie Diktatur des Arztes“ (ebd.) und für unbedingte Autonomie vor ihrer subjektiven Erfahrung der Wehrlosigkeit:

Mit Einweisungszettel, Fieberkurve, Krankenbericht und namensetzenden Zimmernummern scheint das einschüchternde Land betreten, in dem Hilflosigkeit Infantilismus gleichkommt. Und wie der Anzug des Inhaftierten abzugeben bei Antritt der Strafe, so findet die Entmündigung beim Durchschreiten der Annahmehürde statt. (Knef 282)

Die Gegenüberstellung verschiedener Arztbilder im *Urteil* impliziert eine deutliche Kritik an Schweizer und deutschen Ärzten. Vor allem die Tabuisierung der Krebserkrankung selbst durch medizinisches Personal wird reflektiert; selbst die Diagnose muss etwa explizit eingefordert werden (Knef 8). Dem gegenüber stehen die positiven Erfahrungen mit dem medizinischen System der USA, wo sie „zum ersten Mal in meiner unanstrebenswerten Karriere als Dauerpatientin gleich einer Erwachsenen behandelt und die gewohnte elende Unterschätzung außer acht gelassen“ wird (Knef 311-12) und mit denen die Schilderungen von Klinikpersonal und -räumen, Therapie, Dialogen und dem Umgang zwischen Personal und Patienten zunehmend kontrastiert werden: „In Amerika sagen sie's dir. Knapp kühl erschreckend, ohne Fisimatenten. Und bei uns? Da drucksen sie herum. Wie dankbar tauchen wir ein in die Überlebens-

geschichten, die atemberaubenden, als hätten wir dem Tod den Todesstoß versetzt.“ (Knef 19)

Schweizer und deutsche Ärzte und ihre „berufseigene[ ] Widerwärtigkeit“ (Knef 104) werden im *Urteil* meist „männlich-hilflos, mehr Mann als Arzt, mehr maskulin verunsichert als professionell-routiniert, versteinert und peinlich berührt dem weiblichen Affekt ausgeliefert“ beschrieben (Knef 177). Knef inszeniert sich als autonome Patientin, die im medizinischen System allerdings vor allem als Frau vonseiten der männlichen Ärzte nicht ernst genommen wird:

„Ich habe Fieber seit Wochen und Bauchschmerzen seit Wochen.“ ... „Na, na, so schlimm wird’s doch nicht sein.“ Mein störrisches „Es ist“ irritierte, die Güte wurde entzogen. ... „Streß, meine Liebe, Streß ist die Krankheit unserer Zeit. Ein untrüglicher Wegweiser der physischen Gesundheit ist das Haar. Und Ihres ist prachtvoll. Gute Rasse.“ „Es ist nicht das Haar, es ist der Bauch“, quakte ich, nun hoffnungslos verkrampt, und hoffte einem Aufschrei, dem ein Weinkampf folgen könnte, Herr zu werden. (Knef 65)

Gleichzeitig ist bei Knef eine umfassende Popularisierung medizinischen Fachwissens und -vokabulars nachweisbar, die im Kontext der Forderung zu einem aufgeklärten Patientendasein auftritt (vgl. etwa Knef 103-04). Vor allem der „Kriegsjargon“ im medizinischen System (Knef 100) und die Semantik von Krebserkrankungen im öffentlichen Diskurs werden umfassend und außergewöhnlich deutlich kritisiert:

Sie hat genug von zuckersüß-soßigem, medizinisch-wissenschaftlichem Palaver übers große Fliegensterben: von Krebs hin, Krebs her, von gerettet – gestorben – alles versucht, von Geißel und Schicksal, von Stündlein geschlagen, von Uhr abgelaufen, von abberufen, dahingeschieden, entschlafen, von uns gegangen, tapfer ertragen, still gelitten .... Sie hat genug vom Karma-Gelaber, das einst Tbc, Pest und Lues umwallte. (Knef 94)

Der Untertitel des Buchs „Der Gegenmensch“, der erst nach den Vorabdrucken hinzugefügt wurde, geht auf die Einteilung der Menschen bei Knef in „Mitmensch[en]“ und „Anti-menschen – Gegenmenschen – Scheißmenschen (170, 363) zurück, wobei diese Differenzierung auch politische Züge trägt: Die Gegenmenschen „[halten] jenen für ehrbar ..., der sein Ich hintanstellt; denn das angebliche Desinteresse an sich selbst ist nichts anderes als Duckmäuserei

und Unehrllichkeit“ (Knef 368) – gemeint werden mit diesem Bild nicht nur Mediziner, sondern v. a. alle, die gegen Aufgeklärtheit und Autonomie des Patienten argumentieren und „begreiflicherweise weiterhin sein Nichtwissenwollen [wünschen]“ (Knef 363). Diese vor allem im letzten Teil des Manuskripts erfolgenden Abwertungen scheinen erst nach den Erfahrungen mit Presse und Ärzten im Sommer 1975 notiert worden zu sein.

In der existenziellen Situation einer zumindest potenziell lebensbedrohlichen Krankheit tritt der Körper – so Hans Castorp im *Zauberberg* – „in den Vordergrund und hat sich selbstständig und wichtig gemacht ...; denn Krankheit macht den Menschen viel körperlicher, sie macht ihn gänzlich zum Körper...“ (Mann 272-73). Einerseits bietet die Erfahrung der Krankheit in ihrer Körperbezogenheit damit „eine Gelegenheit zur Selbstreflexion ..., die“ – aufgrund des erhöhten Körperbewusstseins und Therapiebedürfnisses und der oben angeführten Zeit- und Raumdifferenzen – „nur hier zu finden ist“ (Frank, „Mit dem Willen“ 163). Andererseits sind Krankheitsnarrative des Krebses, vor allem bei operativen Eingriffen wie der Mastektomie, vielfach von Erfahrungen der Dissoziation, Desintegration und Dekomposition, also einer Entfremdung des schreibenden Subjekts von seinem Selbst vor der Diagnose und/oder „vo[n] [seinem] Körper als Welt Ding“ (Rosa 178-79), sowie des Autonomieverlusts geprägt. Diese Aspekte induzieren oftmals ein reflektiertes Bedürfnis zur autobiografischen Identitätsarbeit: vor dem subjektiven Kontrollverlust der Krankheit erscheint die literarische Produktion damit als Bewältigungsmethode, als Technik zur Schaffung eines kohärenten, aktualisierten und neu verorteten Selbstbilds (vgl. etwa Frank „Illness and Autobiographical“). Die im *Urteil* eindrücklich beschriebenen Dissoziationserfahrungen nach der Mastektomie sind dem Text schon formal über seine Perspektivierung, vor allem in den häufigen Wechseln der grammatischen Person, eingeschrieben und werden textimmanent als explizite Schreibmotivation benannt. Nach der Operation scheint „[i]hr Körper ... abgeschlagen; so absurd es klingt, sie fühlt diesen Körper als total unzugehörig, er scheint ein sie konstant gefährdender aufrührerischer Teil, einer, mit dem sie sich keineswegs identifiziert“ (Knef 196). Die im *Urteil* exemplifizierte Selbsttechnik der offensichtlich auf umgearbeiteten ‚Gebrauchstexten‘ wie etwa Tagebuchnotizen zurückgehenden autobiografischen Arbeit wird in ihrer Funktion, ein kohärentes Selbstbild vor der medizinischen Erfahrung v. a. der als Körper und Subjekt entzweiend wahrgenommenen Mastektomie zu schaffen, formal und explizit reflektiert:

Tagebuchnotiz, 20. September 1974

Die Schreiberin ... setzt sich aus einer Unzahl unzusammenfügbarer Partikel zusammen und hat es seit längerer Zeit aufgegeben, mit ihnen zu kokettieren. Sie ist sich der Uneinheit bewußt, verbringt einen Großteil ihres Lebens mit dem laienhaften und also erfolglosen Versuch zu kitteln. Doch, wie man ahnt, die Klebstellen lösen sich bei leisester Belastung. So hofft sie, durch Gesprächigkeit nicht zu zerreden, sondern das Unzusammenhängende ihrer Noch-Existenz zusammenzureden. Auch dieses mißlingt. Also stellt sie sich der nahen Umgebung als leichten Schwankungen unterworfenen Einheit dar, doch Gewitzte und auch Eingeweihte wissen um ihre fehlschlagenden Bemühungen, um ihre flattrige Entzweiung und Zerstücklung, um das dürre Band ihrer sporadischen Selbstdisziplin. (Knef 83)

Diese Chance, „das Unzusammenhängende ihrer Noch-Existenz zusammenzureden“, verortet Knef allein im offen autobiografischen Text– „Nichts da mit der Koketterie des Beiseitertretens, des dezenten Zurückbleibens hinter neuen Namen, nichts da mit Verschüchterung preisender Identitätsverneinung“ (Knef 75-76). Das Ziel eines Gefühls von Einheit wird dabei gerade in der Objektivierung der Medizin – etwa anhand ihrer Patientenummer – und der Presse erreicht: „als ‚Gegenstand‘ der Presse“ wird sie „täglich ‚gegenständlicher‘“ (Knef 362). Diese spezifischen Dissoziations- und Desintegrationserfahrungen sind in den literarischen Krankheitsnarrativen der 1970er und 80er vielfach nachweisbar, ähnliche Erfahrungen nach der Mastektomie finden sich aber auch schon bei Brigitte Reimann in Briefen an Christa Wolf, die geprägt sind von ihrem Leben mit Krebs, „gelegentliche[n] Anfälle[n] wahrer Arbeitswut“ und „Todesangst“: „Ein halber Mensch. Eine halbierte Frau. Das Entsetzen morgens beim Aufwachen (ich träume jede Nacht von der Zerstückelung), und abends, wenn ich mich ausziehe, das Gefühl von Fremdheit: ich sehe ohne Schrecken die Narbe. Das bin nicht ich, das kann nicht gerade mir zugestoßen sein.“ (Reimann und Wolf 48, 40)

### 3. Krebs als „Gegenstand eines Verkaufsfeldzuges“? Zur Rezeption des *Urteils*

Überschattet wurde eine produktive literarische Rezeption von Knefs Publikation von den medialen Auseinandersetzungen um das *Urteil* – zum Teil in äußerster Geschmacklosigkeit: Franz Josef Wagner betitelte am 5.3.1976 etwa

seine tägliche Kolumne in der *Bild-Zeitung* mit „Einfach nicht umzubringen, diese Knef!“ Robert Stolz schrieb in der *Zeit* abwertend vom „Busen-ab-Roman“. Dem Text wurde in diesem Kontext, etwa in einer Rezension Geno Hartlaubs, ausnahmslos seine Literarizität abgesprochen:

Das Thema des ‚Urteils‘ ist durchaus literaturfähig – trotz seines Massen-Appeals. Aber dieses Buch ist keine Literatur. Man könnte es – wie manche anderen Bestseller – als Verbalisierung von Leid, Schmerz, Sorge, Glück und Ekstase verstehen. Die Emotionen werden ohne Umwege über sprachliche Stilisierung zum Leser ‚transportiert‘, der sie sich einverleibt.

Auch die in den 1970er Jahren mit Publikationen von Wolfgang Schemme und Rudolf Schenda entstehende Trivilliteraturforschung bewertete Knefs Text kritisch: ein kulturpessimistisch-pejorativ wirkender Beitrag von Zoran Konstantinović etwa, der kaum aus dem Originaltext zitiert und nicht auf Sekundärliteratur zurückgreift, griff dabei vor allem Vorwürfe der Presse, etwa die Frage nach der originären Autorschaft Knefs, auf. Denn Knefs eigenhändige Autorschaft wurde wiederholt angezweifelt: Die *Bild am Sonntag* (27.4.1975) etwa unterstellte Knefs Vertrautem Will Tremper, Ghostwriter des *Urteils* zu sein. Obwohl Tremper wenig später, in der *Welt* vom 29.4.1975 dementierte und im Anbetracht des Nachlasses Hildegard Knefs im Berliner *Museum für Film und Fernsehen* eine Autorschaft Knefs glaubhaft ist, wurde diese bis in die 1990er Jahre immer wieder bezweifelt. Konstantinović stellte noch 1984 infrage, ob „der angeführte Autor auch wirklich der Verfasser des Werkes ist und nicht viel eher von einem Ghostwriter die Rede sein müßte“ (253) – und wertete Knefs Text kategorisch ab: „Der Starroman wird von Star zu Star variieren, nur eines kann er nicht, die Eitelkeit des Stars überwinden.“ (261) In Bezug auf Gottfried Benns Gedicht *Mann und Frau gehen durch die Krebsbaracke* (1912) sei

[d]as, was an diesem Gedicht gefangen nimmt ... die Tatsache, daß dieser Gang durch die Krebsbaracke von jedem Leser nachvollzogen werden kann. Für den Starroman, wenn er ein solches Thema einbaut, scheint es charakteristisch, daß weder das Schicksal des Krebskranken noch das Erleben der Krebskrankheit an einem nahestehenden Menschen nachvollziehbar sind. Dem Bericht über diese Krankheit gelingt es nicht, über die Persönlichkeit des Stars hinauszugelangen. (257)

Abweichend von dieser Bewertung Konstantinovičs waren die zentralen Kritikpunkte zeitgenössischer Leserbriefe vor allem die subjektive Unauthentizität und der ökonomische Erfolg Knefs, aber auch spezifische Fragen nach der Moral der expliziten Darstellung. Vielfach wurde etwa diskutiert, ob diese medizinischen Beschreibungen angemessen seien:

Ich glaube, daß Frau Knef mit ihren haargenauen Beschreibungen der Operation und allen damit zusammenhängenden Geschehnissen den Betroffenen und auch allen anderen Frauen keinen Gefallen tut. Mit der Schilderung der Fehldiagnosen und der Herabsetzung der Ärzte trifft sie nicht die Mediziner, sondern leider die Patienten und Ratsuchenden, die sie durch ‚das Urteil‘ verunsichert und in Panikstimmung versetzt. („Stern“, 28.23, 7)

Bemerkenswert ist in diesem Kontext das mediale Interesse für Auflagen, Konditionen, Aufstellungen und Honorare (vgl. etwa Kocian). Allein die „neiderregende Summe“ von 1,1 Millionen DM für den *Stern*-Vorabdruck und die Rechtsstreitigkeiten um „hinter [ihrem] Rücken an eine Wiener Agentur“ verkaufte Fotos, nie gegebene Interviews und falsche Zitate beschäftigte die deutschsprachige Öffentlichkeit über Monate (vgl. etwa „Autoren. Rummel um Knef-Urteil“), wobei – so Ursula von Kardorff in einem gleichnamigen Artikel für die *Süddeutsche Zeitung* – Knefs „Name ... zum Reizwort wurde.“ Fortschreitend wurde Knef als „Arztopfer auf Spitaltournee“ die Dramatisierung ihrer Erkrankung vorgeworfen: „Hier klagt und kritisiert und schimpft eine Hochempfindliche, eine Übererregbare“ (*Der Spiegel*, 16.6.1975). Die *Scrapbooks* und Pressemappen im Nachlass von Hildegard Knef im Archiv des Berliner *Museums für Film und Fernsehen* – wo auch zwei eigenhändige Fahnenkorrekturen des *Urteils* vorliegen – geben einen Eindruck davon: Allein hier finden sich hunderte Artikel und Leserbriefe sowie Gastbeiträge von Ärzten, die gleichwohl nur einen Ausschnitt der Berichterstattung bilden. Die Heftigkeit dieser Debatte um ökonomische Fragen wurde von Anfang an auch an den offenen Briefen – Will Tremper warf Knef in der *Bild am Sonntag* vom 27.4.1975 etwa vor, ihre „grauenvolle Krankheit zum Gegenstand eines Verkaufsfeldzuges“ gemacht zu haben – und den Leserbriefen deutlich, die im *Stern* jeder Ausgabe des Vorabdrucks mitgegeben waren:

Eines muß man Frau Knef lassen: Sie hat es verstanden, Ihren amputierten Busen teuer zu verkaufen. Aber nur für sie selbst wird ihr Exhibitionismus eine Bereicherung sein. Geschäftstüchtigkeit ist ja ganz schön,

und die Knef soll auch weiterhin Millionen scheffeln, aber wie sie das macht, nee, wissense nee, geschmackloser geht es wohl schon gar nicht mehr. („Stern“, 28.22, 7)

Trotz aller Innigkeit und Einigkeit zwischen Mutter und Tochter beim ersten Besuch im Krankenhaus wurde nicht versäumt, einen Fotografen zu bestellen, der die Szene im Bild festhalten sollte. There is no business like show-business. (ebd., 28.26, 6)

Knef selbst führte dieses Interesse in Interviews, aber auch textimmanent in den abschließenden, nach den Vorabdrucken des Frühjahrs 1975 entstandenen Textteilen auf das gesellschaftliche Tabu zurück: „Wie groß also ist die Angst, wie laut die Mittelmäßigkeit, wenn sie sich am ‚Gegenstand‘ vergreifen muß; hier nagt Großmutter Pornoschock an der Schreiberin Enttabuisierungsversuch des Schicksals ‚Krebs‘, der Entmystifizierung des Monstrums“ (Knef 363).

Noch im Dezember 1975 erschien das *Urteil* – übersetzt und verhandelt von Knefs Ehemann David Cameron, worüber ein Streit bis hin zur Trennung und Scheidung im folgenden Jahr entbrannte – unter dem Titel *The Verdict* in den USA. Obwohl die häufig ohne Beleg übernommenen Angaben, das Buch habe „Platz zwei der amerikanischen Bestsellerlisten“ erreicht (siehe etwa Trimborn 380) und Knef sei dafür mit dem „raren *Mark-Twain-Preis*“ ausgezeichnet worden (u. v. a. Andree 198) falsch sind – nach intensiver Recherche belegbar ist in den USA maximal Platz 6 einer regionalen Bestsellerliste; ein ‚Mark-Twain-Preis‘ wird erst seit 1998 verliehen – erfuhr *Das Urteil* in den USA dennoch ein breites Medienecho und bereits 1975/76 mehrere Auflagen. Anders als im deutschsprachigen Raum fielen die Rezensionen hier überaus positiv aus:

Sometimes people feel impelled to write biography because they have had an unusual life. Fifty operations is certainly unusual, but does it make for a significant story? ... And how about a book: how much of clinics can it stand? For *The Verdict* is no *Magic Mountain*, no allegory of a whole civilization. It seems to be just a record of the vulnerability of one woman's body. And I suppose one might add of the toughness of her spirit. (Broyard)

#### **4. Das Urteil und der Krankheitsdiskurs der späten 1970er Jahre**

Wenige Jahre später setzte in den USA mit der Publikation von Susan Sontags Essay *Krankheit als Metapher* 1977 eine umfassende Thematisierung von

Krankheits-, v. a. Krebserfahrungen ein, die gerade in der fast ausschließlich von autobiografischen Erfahrungen geprägten Essayistik eigene Formen der Verarbeitung und Distanzierung durch Theoretisierung, Historisierung und Normativierung entwickelte. Sontag analysiert in ihrem Essay die Metaphern, Narrative und Stigmata des Krebses im Vergleich zum Tuberkulose-Bild der Jahrhundertwende und wendet sich dabei entschieden gegen die Metaphorisierung von Krankheit: „Zeigen will ich, dass Krankheit keine Metapher ist und dass die ehrlichste Weise, sich mit ihr auseinanderzusetzen – und die gesundeste Weise, krank zu sein –, darin besteht, sich so weit wie möglich vom metaphorischen Denken zu lösen, ihm größtmöglichen Widerstand entgegenzusetzen.“ („Krankheit als Metapher“ 9) Explizit benennt sie ihre Agenda in ihrem Tagebuch, in dem sie *Krankheit als Metapher* als „ein[en] Versuch“ charakterisierte, „Literaturkritik auf eine neue Weise, aber zu einem vormodernen Zweck zu ‚betreiben‘: um die Welt zu kritisieren. ... Es geht darum, dass das metaphorische Verständnis einer Krankheit und deren Moralisierung der medizinischen Realität widersprechen.“ („Ich schreibe“ 477) Sie untersucht damit aus kulturhistorischer Perspektive dieselben Stigmatisierungsprozesse, die Hildegard Knef in ihrem persönlichen Bericht zwei Jahre zuvor dargestellt hatte – vor allem die gesellschaftliche Tabuisierung der Krankheit: „[a]ufgrund der zahllosen metaphorischen Ranken, die Krebs zum Synonym des Bösen gemacht haben, empfindet man es als beschämend, Krebs zu haben; es ist wie ein heimlicher Skandal“ („Krankheit als Metapher“ 94). Obwohl bei Sontag – deren Vater 1938 an Tuberkulose gestorben war – 1975 und 1998 Brustkrebs diagnostiziert wurde und sie privat ähnliche körperliche Entfremdungserfahrungen nach ihrer Mastektomie wie Knef äußerte (vgl. Moser 438–39), thematisierte sie ihre eigene Krebserkrankung in *Krankheit als Metapher* nicht explizit. Und doch wurde zumindest die deutsche Ausgabe mit deutlichem Verweis auf Sontags eigene Krebserkrankung beworben: „Dieser Essay‘, informiert der Verlag, ‚entstand aus der persönlichen Betroffenheit.“ (Muschg, „Krankheit als Metapher“ 141).

Entgegen Sontags These, dass „Krebs ... ein seltenes, immer noch anstößiges Thema für die Dichtung [sei]; und es ... unvorstellbar [erscheine], daß diese Krankheit ästhetisierbar sein könnte“ („Krankheit als Metapher“ 24), begann auch im deutschsprachigen Raum mit der Literatur der ‚Neuen Subjektivität‘ gerade Ende der 1970er Jahre die fortschreitende Literarisierung und Ästhetisierung des Krebses. Zentral war dafür Fritz Zorns *Mars* (1977) – ein Text mit dem, so Thomas Macho, „[n]euere Versuche einer literarischen Auseinan-

dersetzung mit dem eigenen Sterben“ überhaupt erst beginnen würden („Das Leben nehmen“ 349). *Mars* beschreibt aus explizit subjektiver Sicht die Lebensgeschichte des Zürcher Gymnasiallehrers – der Autor war Deutsch- und Spanischlehrer in Baden und Zürich –, der „in der besten aller Welten“ (Zorn 26), der wohlhabenden Gesellschaft des rechten Zürichseeufers aufgewachsen, diesem bürgerlichen Milieu die Schuld an seiner Krebserkrankung, seiner psychischen Erkrankung, seiner Beziehungsunfähigkeit, seiner sexuellen Frustration und Impotenz (vgl. 72, 77) und seinem frühen Tod gab. Das radikale Authentizität versprechende Private wurde in der Literatur der ‚Neuen Subjektivität‘ und der *counter culture* der 1970er und frühen 80er Jahre „gerade programmatisch als politisch verstanden“ (Wagner-Egelhaaf 190) – während sich bei Hildegard Knef dieser Impetus gegen das Establishment des medizinischen Apparats richtete, sollte er bei Fritz Zorn die bürgerliche Welt als solche treffen. Als *Mars* im März 1977 erschien – dem vorausgegangen war ein Vorabdruck im Magazin des *Tages-Anzeiger*, später folgten weitere Teilabdrucke in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* und *Die Bunte* – war das öffentliche Echo überwältigend:

*Rätselraten um einen Bestseller* [:] Bei Professor Adolf Muschg und bei Verleger Helmut Kindler steht das Telefon nicht mehr still, seitdem das grosse Rätselraten begonnen hat, wer sich hinter Fritz Zorn verbirgt. ... Von Stäfa bis Zollikon zerbricht man sich die Köpfe, um welche der ‚allerbesten Familien‘ es sich wohl handelt. Aber Muschg und Kindler schweigen wie ein Grab. (Schwaninger o. S.)

Ebenso wie bei Knef standen die Fragen nach der Authentizität und Literarizität des Texts im Mittelpunkt des Diskurses, ermöglichte doch gerade die schon textimmanent eingeschriebene und durch das Vorwort Adolf Muschgs propagierte Hermeneutik von *Mars* als ‚Dokument‘ eine weitgehende Psychologisierung und Politisierung. Trotz der Signatur mit Pseudonym wurde *Mars* als authentischer autobiografischer Bericht wahrgenommen. Die Paratexte von *Mars*, der Klappentext und das Vorwort Muschgs etwa, forcierten diese Rezeptionshaltung, ähnlich wie im Fall des *Urteils*, zusätzlich. Gleichzeitig wurde die Opposition von Sprache, Form und Inhalt *Mars* u. a. von Muschg wiederholt vorgeworfen, der zur Abwertung der Literarizität urteilte, Zorns „guter Stil ist *abgeschrieben*, in jedem Sinn des Wortes.“ („Literatur als Therapie“ 81)

Die Debatte um die öffentliche Auseinandersetzung und Sichtbarkeit der Krankheit in der autobiografischen Literatur potenzierte sich in den 1990er und

frühen 2000er Jahren, nachdem Krebs zwei Jahrzehnte zunehmend öffentlich verhandelt worden war.

Auf das lange Schweigen folgt das dauernde Gerede. Bücher und Zeitungsartikel über das Sterben, das eigene oder das der Mutter, des Vaters, des Ehepartners, erscheinen beinahe wöchentlich, erreichen die Bestsellerlisten und werden mit Preisen ausgezeichnet. Fotodokumentationen über sterbende Kinder und Greise ... liegen als Coffeetable-Buch in den Läden. (Radisch, „Metaphysik des Tumors“)

Zur Frankfurter Buchmesse 2009 beklagte Richard Kämmerlings eine zunehmende Bagatellisierung der Krankheit – und löste damit eine lange Feuilletondebatte aus –, wobei er sich direkt auf die multimediale Inszenierung der Krebserkrankung Christoph Schlingensiefs bezog, der seine Krankheit, den Therapie- und Sterbeprozesses sowie seine Suche nach den Ursachen seiner Erkrankung bis zu seinem Tod 2010 emphatisch in die (mediale) Öffentlichkeit trug – oder, so Kämmerlings, „mit hiobscher Verve ... ereifer[te]“. Entscheidend für die Rezeption von *Mars* oder Schlingensiefs Publikationen in Opposition zu Knefs *Urteil* war jedoch der nachweisliche Tod der (empirischen) Autoren, der Vorwürfe entkräftete, die Krankheit sei in diesen Fällen etwa für ökonomische Zwecke missbraucht worden. Gleichwohl bleibt bemerkenswert, dass Hildegard Knefs *Urteil* sowohl in der Forschung als auch in den zahlreichen Autopathografien seit Ende der 1970er Jahre fast ausnahmslos unberücksichtigt bleibt. Malcolm Pender vermutet dazu, *Mars* sei derart einflussreich gewesen, dass das Buch „tended to overshadow the presence of much other writings on these topics“ (8). Die Rezeptionsgeschichte von Knefs Publikation erscheint jedoch ebenfalls ursächlich. Deutlich wird dabei, wie stark die Rezeption autobiografischer Krankheitsberichte als ‚Literatur‘ oder ‚Dokument‘ und der davon bestimmte Erwartungshorizont von Publikationsumständen, Paratexten und der Distanz geprägt sind, mit der das Publikum einem Text gegenüberzutreten bereit ist. Zumindest für die 1970er Jahre scheint somit Thomas Machos These, dass „[w]er noch ein Sprachtabu aufzudecken weiß, wer noch imstande ist, ein Redeverbot zu attackieren: dieser Held wird unweigerlich mit Bestseller-Honoraren entlohnt“ („Todesmetaphern“ 14), zutreffend. Obwohl dem *Urteil* Literarizität in dieser Debatte vielfach abgesprochen wurde, erfuhren spezifische ästhetische Fragen dabei kaum Aufmerksamkeit. Erst postum stellte Iris Radisch den zeitgemäßen „Telegrammstil“, „[d]as verb-, artikel- und schmucklose Stakkato“ als „personifizierte[m] Ausnahmezustand“ gegen das Bürgerliche heraus und

machte dabei deutlich, wie gekonnt Knef stilistisch Konventionen und Erwartungshaltungen autobiografischer Literatur mit „[i]hr[em] eigene[n], durchaus sprachexperimentelle[n]Sound“ unterlief („Diva Courage“ 46). Gerade im Kontext seiner Rezeptionsgeschichte, die die Tabuisierung von Krankheitserfahrungen Mitte der 1970er Jahre illustriert, muss das *Urteil* so als entscheidender Teil einer Literaturgeschichte der Krankheit wahrgenommen werden, in dem sich zentrale Elemente und narrative Strategien prototypisch angelegt finden, welche die autobiografischen Krankheitsnarrative seitdem prägen. Damit trug dieser Text maßgeblich dazu bei, das Sprechen über seinen eigenen Krebs in der deutschsprachigen Öffentlichkeit überhaupt zu ermöglichen: aus einem gesellschaftlichen Tabu, das von der Stigmatisierung Erkrankter geprägt war, wurde eine öffentliche Debatte, in der Betroffene zunehmend eine eigene Stimme gewannen.

### Literaturverzeichnis

- Andree, Axel. *Die Knef*. Langen Müller, 2000.
- „Autoren. Rummel um Knef-Urteil.“ *Der Spiegel*, 7.4.1975, [www.spiegel.de/spiegel/print/d-41533857.html](http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-41533857.html) [10.9.2020].
- Baumgart, Reinhard. „Lebenslänglich: schreiben.“ *Die Zeit*, 2.5.1980, [www.zeit.de/1980/19/lebenslaenglich-schreiben](http://www.zeit.de/1980/19/lebenslaenglich-schreiben) [20.8.2020].
- . „Dem Leben hinterhergeschrieben.“ *Die Zeit*, 5.10.1984, [www.zeit.de/1984/41/dem-leben-hinterhergeschrieben](http://www.zeit.de/1984/41/dem-leben-hinterhergeschrieben) [20.8.2020].
- Broyard, Anatole. „Books of The Times.“ *New York Times*, 30.12.1975, [www.nytimes.com/1975/12/30/archives/books-of-the-times-the-sickness-unto-life.html](http://www.nytimes.com/1975/12/30/archives/books-of-the-times-the-sickness-unto-life.html) [10.3.2021].
- Frank, Arthur W. *Mit dem Willen des Körpers. Krankheit als existenzielle Erfahrung*. Übs. von Hans Heinrich Wellmann. Hoffmann und Campe, 1991.
- . „Illness and Autobiographical Work. Dialogue as Narrative Destabilization.“ *Qualitative Sociology*, 23. Jg., H. 1, 2000, S. 135-56.
- Hartlaub, Geno. „Hildegard Knef. Das Urteil.“ *Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt*, 6.7.1975.
- Hitzer, Bettina. *Krebs fühlen. Eine Emotionsgeschichte des 20. Jahrhunderts*. Klett-Cotta, 2020.
- Kämmerlings, Richard. „Der Schleier über den letzten Dingen.“ *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 14.8.2009, [www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/krebsliteratur-der-schleier-ueber-den-letzten-dingen-1841182.html](http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/krebsliteratur-der-schleier-ueber-den-letzten-dingen-1841182.html) [1. 2. 2020].
- Kardorff, Ursula von. „Ich wollte etwas aufreißen. Hildegard Knef – ein Name, der zum Reizwort wurde.“ *Süddeutsche Zeitung*, 8.7.1975.

- Kleber, Jutta Anna. *Krebstabu und Krebsschuld. Struktur – Mensch – Medizin im 20. Jahrhundert*. Reimer, 2003.
- Knef, Hildegard. *Das Urteil oder Der Gegenmensch*. Molden, 1975.
- Kocian, Erich. „Bald fertig. ‚Das Urteil‘. Die Knef schreibt wieder.“ *Aachener Zeitung*, 26.3.1975.
- Konstantinović, Zoran. „Von der Schwierigkeit, die Eitelkeit zu überwinden. ‚Das Urteil‘ von Hildegard Knef als Paradigma des Starromans.“ *Erzählgattungen der Trivilliteratur*. Zdenko Škreb und Uwe Baur (Hg.), [Selbstverlag], 1984, S. 251-61.
- Macho, Thomas. *Todesmetaphern. Zur Logik der Grenzerfahrung*. Suhrkamp, 1987.
- . *Das Leben nehmen. Suizid in der Moderne*. Suhrkamp, 2017.
- Mann, Thomas. *Der Zauberberg*. Michael Neumann (Hg.). S. Fischer, 2002.
- Meerwein, Fritz. *Die Psychologie des Krebskranken*. Hoffmann-La Roche, 1978.
- Moser, Benjam. *Sontag. Die Biografie*. Heiner Kober (Übs.). Penguin, 2019.
- Muschg, Adolf. „Krebs als Metapher? Susan Sontag. ‚Krankheit als Metapher‘.“ 1978. *Besprechungen 1961–1979*, Birkhäuser, 1980, S. 141-44.
- . *Literatur als Therapie? Ein Exkurs über das Heilsame und das Unheilbare*. Frankfurter Vorlesungen. Suhrkamp, 1981.
- Pender, Malcolm. *Contemporary Images of Death and Sickness. A Theme in German-Swiss Literature*. Sheffield Academic Press, 1998.
- Radisch, Iris. „Diva Courage. Hildegard Knef, die Autorin.“ *Hildegard Knef. Eine Künstlerin aus Deutschland*. Daniela Sannwald et al. (Hg.), Bertz und Fischer, 2005, S. 45-49.
- . „Metaphysik des Tumors. Bücher über Krebs und Tod haben Konjunktur. Wozu brauchen wir eine literarische Sterbebegleitung?“ *Die Zeit*, 17.9.2009, [www.zeit.de/2009/39/Krebsbuecher](http://www.zeit.de/2009/39/Krebsbuecher) [10.8.2020].
- Reimann, Brigitte, und Christa Wolf. *Sei begrüßt und lebe. Eine Freundschaft in Briefen und Tagebüchern 1964–1973*. Angela Drescher (Hg.), Aufbau, 1993.
- Rettig, Richard. *Cancer Crusade. The Story of the National Cancer Act of 1971*. Princeton University Press, 2005.
- Rosa, Hartmut. *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*. 2016. 2. Aufl., Suhrkamp, 2019.
- Schinz, Hans Rudolf. „Plan zur Gesetzgebung, Organisation und Finanzierung der Krebsbekämpfung in der Schweiz.“ *Oncologia*, 9. Jg., 1956, S. 153-224.
- Schröder, Christian. *Hildegard Knef. Mir sollten sämtliche Wunder begegnen. Biographie*. Mit einem Vorwort von Roger Willemsen. Aufbau, 2005.
- Schwanger, Hildegard. „Notizen zu Namen.“ *Züri Leu*, 6.4.1977.
- Sontag, Susan. *Krankheit als Metapher. Aids und seine Metaphern*. 1977/88. Karin Kersten et al. (Übs.). Fliessbach. S. Fischer, 2003.
- . *Ich schreibe um herauszufinden, was ich denke. Tagebücher 1964–1980*. Kathrin Razum (Übs.). Hanser, 2013.
- Stern*, 28. Jg., 1975.
- Stolz, Robert. „Zeitmosaik.“ *Die Zeit*, 4.7.1975, [www.zeit.de/1975/28/zeitmosaik](http://www.zeit.de/1975/28/zeitmosaik) [20.8.2020].

Struck, Karin. „So schnell stirbt's sich auch wieder nicht“. *Der Spiegel*, 13.10.1975, [www.spiegel.de/spiegel/print/d-41496290.html](http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-41496290.html) [1.9.2020].

Trimborn, Jürgen. *Hildegard Knef. Die Biographie*. Goldmann, 2007.

Wagner-Egelhaaf, Martina. *Autobiographie*. Metzler, 2000.

Windmüller, Eva und Thomas Höpker. „Ich will mich nicht bedauern“. *Stern*, 28.19, 1975, S. 66-70.

Zorn, Fritz. *Mars*. Mit einem Vorwort von Adolf Muschg. Kindler, 1977.

**“ICH WOLLTE EIN PAAR HEILIGE KÜHE  
SCHLACHTEN.” NOTES ON CANCER IN HILDEGARD  
KNEF’S *DAS URTEIL ODER DER GEGENMENSCH* (1975)  
AND ITS RECEPTION**

**Abstract**

---

**Diego LEÓN-VILLAGRÁ**

Freie Universität Berlin, Germany  
Habelschwerdter Allee 45, 14 195 Berlin  
d.leon-villagra@fu-berlin.de

---

Hildegard Knef’s *Das Urteil oder Der Gegenmensch* (1975) is rarely noticed by literary and cultural studies on illness narratives, although this bestseller and highly polarizing media event was one of the first autobiographical cancer narratives in German-speaking countries, and an eminent pre-text of the conjunction of autobiographical illness narratives since the late 1970s. Autobiographical writing in *Das Urteil* reflects a self-technique to create a coherent and updated self-image in the case of existential illness. At the same time, the book focuses on a distinct criticism of the health system, the incapacitation of patients, the “war jargon” in the medical system, and the semantics of cancer in public discourse, which as the postulation for an informed patient induces a popularization of medical knowledge and vocabulary. In the context of the critically recognized expansion of cultural discourses on illness and death since the mid-1970s, the article highlights the reception history of Knef’s *Das Urteil*, also published in English under the Title *The Verdict* in 1975. Furthermore, the article relates the text to Susan Sontag’s famous essay *Illness as a Metaphor* (1977), in which Sontag systematically analyzed precisely those elements which Knef presented in her personal report two years earlier: the metaphors, narratives and stigma of cancer, especially in the medical system. This shows the extent to which *Das Urteil*, despite its extremely critical reception history, contributed to the destigmatization of cancer in public.

**Keywords:** Autopathography, illness, Hildegard Knef, *The Verdict*, cancer narrative, *Illness as Metaphor*

# „ICH WOLLTE EIN PAAR HEILIGE KÜHE SCHLACHTEN.“ O ZAPISU O RAKU HILDEGARD KNEF *DAS URTEIL ODER DER GEGENMENSCH* (1975) I NJEGOVOJ RECEPCIJI

## Sažetak

---

**Diego LEÓN-VILLAGRÁ**

Freie Universität Berlin, Njemačka  
Habelschwerdter Allee 45, 14 195 Berlin  
d.leon-villagra@fu-berlin.de

---

Knjiga *Das Urteil oder der Gegenmensch* (1975.) autorice Hildegard Knef slabo je zamijećena u književnim i kulturološkim studijama o narativima o bolesti, iako je kao prodajna uspješnica i izrazito polarizirajuć medijski događaj bila među prvim autobiografskim narativima o raku u zemljama njemačkoga govornog područja te nepobitni predtekst mnoštva autobiografskih pripovijesti o bolesti poslije 70-ih godina 20. stoljeća. Autobiografsko pisanje u *Das Urteilu* ogleda se u samotehnici stvaranja koherentne i novostečene slike o sebi s obzirom na egzistencijalnu bolest. Knjiga se istodobno usredotočuje na strogu kritiku zdravstvenog sustava, onesposobljenje pacijenata, „ratni žargon“ u medicinskom sustavu i semantiku raka u javnom diskursu, što u kontekstu upućenog pacijenta potiče popularizaciju medicinskog znanja i rječnika. U kontekstu kritički prepoznate bujice kulturnih diskursa o bolesti i smrti od sredine 70-ih godina, članak donosi povijest recepcije *Das Urteila*, također objavljenog na engleskome pod naslovom *The Verdict* (1975). Nadalje, članak povezuje Knefin tekst i poznati esej *Bolest kao metafora* (1977), u kojem Susan Sontag sustavno analizira upravo elemente koje je Knef predstavila u osobnoj ispovijesti dvije godine prije: metafore, pripovijesti i stigme raka, osobito u medicinskom sustavu. To pokazuje u kojoj je mjeri *Das Urteil*, unatoč iznimno kritičnoj recepciji, pridonio destigmatizaciji raka u javnosti.

**Ključne riječi:** autopatografija, bolest, Hildegard Knef, *Das Urteil oder der Gegenmensch*, *The Verdict*, narativ o raku, *Bolest kao metafora*